

Biografie und Legitimität: Ergebnisse einer Gemeindestudie in Ostdeutschland

Cordia Schlegelmilch

Die Ungleichzeitigkeit der Entwicklung objektiver Lebensverhältnisse und ihrer subjektiven Wahrnehmung

Der deutsche Wiedervereinigungsprozess wurde nach einer Phase, in der auf beiden Seiten eine euphorische Stimmung überwog, schnell von Unzufriedenheit, Unstimmigkeiten und Missverständnissen zwischen Ost- und Westdeutschen begleitet. Vorliegende empirische Studien zeigen, dass im Verlauf der Transformation deutliche Widersprüche zwischen der Entwicklung der objektiven Lebensverhältnisse einerseits und subjektiven Einstellungen bzw. Wertorientierungen andererseits aufgetreten sind. Obwohl das Wohlstandsgefälle in den objektiven Lebensbedingungen weitgehend abgebaut ist und sich dies zum Teil in einer durchaus positiven Bewertung einzelner Lebensbereiche niederschlägt, fällt die allgemeine Lebenszufriedenheit bei den Ostdeutschen dennoch weit dahinter zurück. Andererseits müssen objektiv schwierige Lebensverhältnisse nicht unbedingt Resignation, Unzufriedenheit oder Apathie hervorrufen. Im Sinne der von Zapf vertretenen These einer nachholenden Modernisierung in Ostdeutschland bedeutet das, dass die Entwicklung der objektiven Lebensbedingungen dem institutionellen Umbau enger folgt als das subjektive Wohlbefinden (Statistisches Bundesamt (Hg.) 2000).

Nur wenige hatten 1989 mit diesen Diskrepanzen gerechnet. Und doch gab es – erinnert man sich – schon erstaunlich früh warnende Stimmen, wie die des für seine kontinuierliche Auseinandersetzung mit der Deutschen Frage bekannten Ralf Dahrendorf, der 1961 die Schwierigkeiten einer möglichen Wiedervereinigung antizipierte:

„Nimmt man (...) die Entwicklung in den beiden Teilen der deutschen Gesellschaft so ernst, wie sie genommen sein will, betrachtet man die Unterschiedlichkeit der Antworten auf die gemeinsamen Herausforderungen von 1945 und verlängert diese in die Zukunft, dann könnte die Wiedervereinigung Deutschlands eines Tages von innen her unmöglich werden.“ (Dahrendorf 1961, S. 320)

Zwar ist unbestritten, dass mit der Deutschen Einheit zwei Gesellschaftssysteme aufeinandertreffen, die neben erheblichen ökonomischen, politischen und sozialstrukturellen Differenzen vor allem unterschiedliche Lebensweisen, Wertorientierungen und Mentalitäten aufweisen, jedoch erfahren diese sozialisatorischen Prägungen in den wissenschaftlichen Analysen eine unterschiedliche Bewertung. Während die einen davon ausgehen, dass es vor allem die gegenwärtig sich schnell verändernden materiellen und sozialen Verhältnisse nach der Wende sind, die für Zufriedenheiten und Unzufriedenheiten verantwortlich sind (Situationsthese), ergeben sich für andere Zustimmung oder Kritik der Ostdeutschen zu den neuen Lebensverhältnissen und Systemwerten vor allem aus den Lebenserfahrungen und Werteorientierungen, die aus der Zeit der DDR stammen (Sozialisationsthese). Nicht in einer raschen Angleichung wirtschaftlicher und institutioneller Bedingungen liegt für diese Autoren daher das Problem, sondern in der „Ungleichzeitigkeit der Mentalitäten und Gesinnungen, die West- und Ostdeutschland prägen.“ (Lepenes 1992, S. 12) In diesem Spannungsfeld von ‚Situationsthese‘ versus ‚Sozialisationsthese‘ bewegen sich – grob vereinfacht – alle bisherigen Deutungen der Verarbeitungsformen des Transformationsprozesses (vgl. Pollack 1996).

Die Wurzten-Studie

Der plötzliche Wechsel eines ganzen Gesellschaftssystems bot sich als historischer Augenblick für eine Gemeindestudie geradezu an. Sie schien mir methodisch besonders gut geeignet, der Komplexität des Systemwechsels gerecht zu werden und die Dimensionen Raum und Zeit, System und individuelle Lebenswelt miteinander zu verbinden. Wurzten gehört zu den ältesten sächsischen Städten und verfügt durch die verkehrsgünstige Lage über eine

reiche industrie- und geschichtliche Tradition, die das Stadtbild bis heute deutlich prägt¹. 1990 lebten hier rd. 18.000 Einwohner, im gleichnamigen Kreis waren es rd. 50.000. Die wirtschaftliche Situation der Stadt war zu DDR-Zeiten durch ein industrie-agrarisches Umfeld mit vielen kleineren Betrieben und wenigen Großbetrieben gekennzeichnet. Eine Analyse des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (Rudolph 1990) ergab, dass Regionstypen mit einer gemischten regionalen Wirtschaftsstruktur in der DDR keine Ausnahme waren, auch wenn die sozialistische Wirtschaftspolitik auf industrielle Monostrukturen und Kombinate ausgerichtet war (z.B. Eisenhüttenstadt, Hoyerswerda).

Als ich mich mit finanzieller Unterstützung der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur im August 1990 zu einer Gemeindestudie in Ostdeutschland entschloss, besaß ich abgesehen von gelegentlichen Besuchen Ostberlins oder dem Blick aus dem Auto- oder Zugfenster auf den Transitstrecken von und nach Westberlin, keine anschauliche Kenntnis von diesem Land. Obwohl 1952 in der DDR geboren, habe ich dort nur bis zum dritten Lebensjahr gelebt. 1955 gingen meine Eltern in den Westen, und so wurde ich „ein Kind der Bundesrepublik“, für das Erinnerungen an die DDR aus dem Familienalltag – von wenigen Ausnahmen abgesehen – fast völlig ausgeblendet blieben. Erst die Öffnung der Mauer führte dazu, dass ich nicht nur die DDR-Geschichte, sondern auch einen Teil meiner eigenen Vergangenheit neu entdeckte. Mein Forschungsinteresse war zunächst nicht auf bestimmte theoriegeleitete Fragen und Hypothesen zugeschnitten, sondern breit und flexibel angelegt.

Übergreifendes Ziel der Studie war eine detaillierte Deskription und Rekonstruktion der Veränderungen einer kleinstädtischen Lebenswelt in Ostdeutschland nach der Wende. Dabei interessierten mich in erster Linie die Biografien der Bewohner: Wie verarbeiten sie den gegenwärtigen historischen Umbruch? Wie wird das eigene Leben rückblickend bewertet und was erwarten sie für die Zukunft? Soziologische „Lebensereignisforschung“ kann zei-

1 Die Entscheidung, die Stadt Wurzen für eine Fallstudie auszuwählen, fiel im August 1990 nach einer fast dreiwöchigen Reise durch verschiedene Bezirke der ehemaligen DDR und erfolgte nach bestimmten Auswahlkriterien, die an dieser Stelle nicht ausführlich benannt werden können.

gen, wie Lebensläufe durch die Einwirkung von Lebensereignissen umstrukturiert oder zumindest neu justiert werden. Biografische Transformationen können sich sowohl darauf beschränken, vorhandene Muster zu reproduzieren oder auch neue Möglichkeiten entstehen lassen (vgl. z.B. Hoerning 1987; Bude 1987). Die subjektiven Verarbeitungs- und Bewältigungsstrategien sind abhängig von individuellen und strukturellen Ressourcen, auf die zum Zeitpunkt der Veränderung zurückgegriffen werden kann. Ein wichtiger Faktor dabei ist auch das Beziehungsnetz in einer Gemeinde. Welche Rolle spielen informelle Strukturen, Nachbarschaft, Freundschaften und andere soziale Netzwerke in einer Kommune? Eine Stadt ist Schauplatz individuellen und sozialen Lebens als auch wichtiger Einflussfaktor auf Lebensläufe und alltägliche soziale Beziehungen. Ich wollte die einzelbiografische Perspektive überschreiten und die unterschiedlichen, zum Teil kontroversen Einzelperspektiven auf das städtische Leben mit regionalhistorischen Daten zu einem Gesamtbild zusammenzuführen. Auf der Basis des biografischen und gemeindesoziologischen Ansatzes sollten weitere inhaltliche Schwerpunkte erst im Verlauf des Forschungsprozesses aus dem Material gewonnen werden. Der gemeindesoziologische und biografische Ansatz haben entscheidend zu einer Perspektive beigetragen, die nicht nur auf die Erfassung kurzfristiger Veränderungen abzielte. Sie führten stattdessen zu einer Reise in die Vergangenheit, in der biografische und soziale Kontinuitäten und ein eher langfristiger Wandel von Handlungen und Einstellungen selbst über krasse Systemwechsel hinweg in den Blick kamen.

Die Durchführung und Auswertung der ersten Interviews haben mich darin bestärkt, nicht nur die letzte Phase von Erosion und Zusammenbruch der DDR zu berücksichtigen, sondern historische Etappen, Lebenswege verschiedener Generationen, die Entwicklung sozialer Milieus und regionale Rahmenbedingungen zu rekonstruieren, die weit in die DDR-Geschichte und davor zurückreichen (vgl. Mayer 1994). Um ein besseres Verständnis für den individuellen Bewältigungsprozess der Transformation durch die Bewohner Wurzens und dem transformationsbedingten Wandel des Alltagslebens einer ostdeutschen Kleinstadt zu gewinnen, schien es mir sinnvoll, mich zunächst mit den Bedingungen für Stabilität und Legitimität politischer Macht sowie den Motiven für Zustimmung oder Ablehnung durch die Menschen zu befassen. Die vergangenen Herrschafts- und Legitimationsstrategien in der DDR sind zudem ent-

scheidende Einflussfaktoren auf Akzeptanz oder Kritik des neuen Systems (vgl. Huinink/Mayer u.a. 1995).

Das methodische Vorgehen verbindet qualitative Biografie- und Gemeindeforschung mit ethnographischen Methoden: Ich habe in der Kreisstadt Wurzen von September 1990 bis Ende 1991 gewohnt, am alltäglichen Leben teilgenommen und die Stadt auch danach bis Mitte 1996 immer wieder tage- und wochenweise besucht. Den größten Teil der insgesamt rd. 200 Erstinterviews führte ich in den ersten beiden Jahren meiner Forschungszeit durch. Die Auswahl der Personen erfolgte im Laufe des Forschungsprozesses (u.a. über das sog. Schneeballsystem). Ich wollte ein möglichst großes Spektrum von Personen mit unterschiedlichen Merkmalen wie Alter, soziale Herkunft, Familiensituation, frühere berufliche Position und derzeitige Berufssituation auswählen und einen Überblick über das soziale Netzwerk, z.B. über Funktionsträger, Personen mit Einfluss, „interne Machtstrukturen“ etc. erhalten. Den Interviews lag kein Interviewleitfaden zugrunde. Sie dauerten zwischen einer dreiviertel Stunde bis zu vier Stunden und waren von wenigen Ausnahmen abgesehen biografisch angelegt: Ich bat um die Erzählung der bisherigen Lebensgeschichte und fragte erst im Anschluss daran zur Vertiefung nach weiteren oder klärenden Aspekten. Wichtig war mir, die jeweilige „Relevanzstruktur“ des Gesprächspartners zu berücksichtigen. In einigen Fällen handelt es sich um kürzere Interviews, die nicht um die Biografie, sondern – vor allem im Verwaltungsbereich – nur um einzelne gesellschaftliche Problemfelder kreisten. Neben vielen Dokumenten und Materialien zur Stadtgeschichte, Hunderten von dokumentarischen Photos und rd. 30 Notizbüchern und dicken Schulheften bilden die biografischen Interviews den Kern meiner Studie. Die letzten Gespräche und Notizen stammen vom Mai 1996. Es handelt sich meist um Zweit- oder Drittinterviews, in denen rund 1/4 meiner Gesprächspartner noch ein letztes Mal Bilanz gezogen haben. Außerdem habe ich die Entwicklung von Stadtstrukturen und in gewissem Rahmen auch die Stadtgeschichte aufgearbeitet.

Die Wende in Wurzen

„So konnte es in der DDR nicht weitergehen“, diesen Satz hörte ich, als ich im Spätsommer 1990 mit den biografischen Interviews begann, in allen Gesprächen, unabhängig von Parteizugehörigkeit, sozialem Status und Alter. Er deutete darauf hin, dass Veränderungen von der Mehrheit der Bevölkerung offenbar schon lange vor dem Herbst 1989 erwartet und für notwendig erachtet wurden. Einige Gesprächspartner sahen die Ereignisse von 1989 lediglich als „Kulminationspunkt von dem, was '46 begonnen hat“ (so zum Beispiel ein selbständiger Autolackierer und Vorsitzender des Neuen Forums in Wurzen, Jg. 1951) oder als eine latente „gesellschaftliche Krise, die im Herbst 1989 nur sichtbar kulminierte“ (Bereichsleiter der Volkshochschule und Ortschronist, Jg. 1943). Aber ist daraus zu schließen, dass bei der Mehrheit der Ostdeutschen der Wunsch nach einem einheitlichen Deutschland bestanden hatte? Die meisten meiner Interviewpartner sahen in der Wiedervereinigung lediglich die letzte Etappe eines Prozesses, der zunächst gar nicht aus dem Willen zur nationalen Einheit in Gang gekommen ist. „Ich habe die DDR, mein Land, nie wieder so geliebt, wie in diesen Oktobertagen“ beschreibt eine Sozialdiakonin, Jg. 1953, damals Mitglied des Neuen Forums, ihre Gefühle. Die Aktionen bis zur Öffnung der innerdeutschen Grenzen hatten bei vielen Beteiligten zu einer solidarischen Aufbruchstimmung geführt, die an die längst verloren gegangene Utopie eines „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ angeknüpft hat (vgl. zum Prozess der Wende in der Wende Schlegelmilch 1995a). Von einer dominierenden Westorientierung aufgrund von „Westverwandtschaft“ oder Besuchsreisen konnte bei meinen Interviewpartnern keine Rede sein. Dies musste den ausgiebigen Konsum westlicher Fernsehsender nicht ausschließen, aber für viele Wurzenener war die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung der Bundesrepublik Deutschland keine gesellschaftliche Alternative. Selbst bei einem möglichen Vergleich mit dem Westen kamen viele eher mit der Frage zurück, warum es denn im Osten nicht gelänge, aus eigener Kraft einen vergleichbaren Lebensstandard zu erreichen.

Das Wendegeschehen in Wurzen zeigte ein ganz ähnliches Grundmuster wie die Leipziger Ereignisse. Dies ist zu einem Teil durch den Einfluss der Medien, aber auch durch die Nähe Wurzens zu Leipzig zu erklären. Eine we-

sentliche Differenz zwischen Großstadt und Kleinstadt liegt in meinem Fallbeispiel vor allem darin, dass sich in Wurzen alles zeitversetzt abspielte.

Zudem war im Vergleich zu den sehr unterschiedlich geprägten vielfältigen Bürgerbewegungen, die sich in den Großstädten organisiert hatten, das Spektrum der Wendeakteure in Wurzen wesentlich kleiner, bestimmte Gruppierungen fehlen ganz (z.B. Leute aus dem linksintellektuellen Milieu). Am Beispiel Wurzen kann man erkennen, dass der Anstoß zu gesellschaftlichen Veränderungen nicht nur von einer einzigen sozialen Gruppe (z.B. nur von Intellektuellen bzw. nur von Experten) erfolgte, sondern, was die soziale und berufliche Herkunft betrifft, sehr unterschiedliche Bevölkerungsschichten beteiligt waren. Eine Schätzung der sozialstrukturellen Zusammensetzung der Wendeakteure geht davon aus, dass es 1988 in der DDR rd. 150 bis 300 oppositionelle Gruppen gegeben haben soll. Die Mehrzahl der Mitglieder sei zwischen 25 und 40 Jahren alt gewesen, der Anteil der Hoch- und Fachhochschulabsolventen hoch. Immerhin rd. 12 % sollen ohne festes Arbeitsverhältnis gelebt haben (vgl. Mitter/Wolle 1990). Im Vergleich dazu ist für Wurzen neben einem späten Beginn der Einmischung durch die Bürger eine geringere Vielfalt der politischen Gruppierungen charakteristisch (vgl. Schlegelmilch 1995a). Die ersten Protagonisten der Wende waren hier häufig älter: zwischen 35 und 50 Jahre alt. Sie waren vielfach parteilos oder in den beiden Blockparteien LDPD und NDPD organisiert. Aktiv am Wendegeschehen beteiligt waren außerdem Selbständige aus dem privaten Handwerk oder privaten Dienstleistungsunternehmen (z.B. ein Schornsteinfegermeister, ein Fuhrunternehmen, ein KFZ-Lackierer). Zuerst aufgetreten sind außerdem Leute, die aus dem Bereich der Volkshochschule kamen, der technischen Intelligenz in den Betrieben angehörten oder die in der kirchlich getragenen Sozialarbeit engagiert waren. Viele von ihnen gehörten zu dem Personenkreis in der DDR, der sich freiwillig oder gezwungenermaßen mit Positionen unterhalb der höheren Leitungsebenen arrangiert hatte und über gewisse Freiräume bzw. eine gewisse Unabhängigkeit verfügte (z.B. Leute aus dem traditionellen Handwerkermilieu). Sie hatten gerade aufgrund ihrer marginalen Stellung gesellschaftliche, berufliche, kulturelle Freiräume, die Moore in seiner Analyse von Ursachen von Unterordnung und Widerstand gerade als Vorbedingung für gesellschaftliche Veränderungen sieht (vgl. Moore 1987).

Doch mit der Maueröffnung und der zunehmenden Kenntnis über das Ausmaß der wirtschaftlichen Probleme schienen plötzlich Ziele, die DDR zu verändern, unrealistisch und allein gesamtdeutsche Strukturen trag- und überlebensfähig zu sein. Die in den letzten Jahren der DDR deutlich gestiegene Abwanderungswelle signalisierte insofern eine Veränderung, als ein zunehmender Teil, vor allem von Leuten jüngerer und mittleren Alters, die Hoffnung auf eine positive Veränderung der DDR aufgegeben hatte. Es deutet aber vieles darauf hin, dass sie dem Staat eher aus Enttäuschung über fehlende Einfluss- und Kritikmöglichkeiten, Selbstbestimmung, Reiseeinschränkungen oder verbaute Entwicklungschancen den Rücken kehrten und eine reine Konsum- oder Westorientierung nicht dominierte. Es ist daher auf Basis meiner Gespräche jenen Analysen zuzustimmen, die die Deutsche Einheit in der Kategorie des „historischen Zufalls und der von ihm ausgelösten Kettenreaktion“ fassen (vgl. Lepenies 1992; Offe 1993, S. 296).

Traditionen und gesellschaftliche Differenzierungen in der DDR

Schon in den ersten Interviews, die ich im Spätsommer 1990 geführt habe, zeigte sich, dass sich über alle Schichten, Alters- und Berufsgruppen sowie politischen Unterschiede und gegenwärtige Entwicklungswege hinweg die meisten Interviewpartner in einer Hinsicht darin einig waren: Die sozialen Beziehungen in der DDR, besonders in kleineren Städten und auf dem Land, seien menschlicher, wärmer und unkomplizierter gewesen als heute. Man hätte mehr Zeit und mehr Verständnis füreinander gehabt und es hätte vor allem eine größere Hilfsbereitschaft unter den Menschen gegeben. Wir waren wie „eine große Familie“ oder „es war wie eine verschworene Gemeinschaft“ hörte ich oft. Diese Gemeinschaftlichkeit sei, so wird immer wieder betont, weniger unter staatlichem Zwang erfolgt und habe in der Regel nichts mit der politisch verordneten Ideologie zu tun gehabt. Es seien überwiegend rein menschliche Züge des Umgangs miteinander gewesen bzw. Lebensformen, die weit vor der Gründung der DDR, vor allem in Klein-

städten und auf dem Lande existiert und weitergelebt hätten. Die Erinnerung an den ehemals besseren Zusammenhalt schließt nicht aus, dass eine Reihe von Leuten betont, dass es lediglich die Mangelwirtschaft gewesen sei, die die Menschen zusammengeschweißt hätte und dass der Zusammenhalt in den letzten Jahren der DDR abgenommen und die Bespitzelung zugenommen hätte. Dennoch sind es ausgesprochen wenige Gesprächspartner, die im nachhinein in den gelebten Gemeinschaftsformen ausschließlich staatlichen Zwang sehen, der jede Form von Individualität unterdrückt hätte. Selbst eine Unzufriedenheit mit der alten Gesellschaft hat den subjektiven positiven Bezug auf ein Gemeinschaftsideal bis heute bei den meisten nicht wesentlich schwächen können. Der Transformationsprozess wird daher vor allem als Gemeinschaftsverlust erfahren (vgl. Lepenies 1992; Schlegelmilch 1995).

Die Angst vor dem Zerfall von Gemeinschaftlichkeit und Zusammenhörigkeitsgefühl drückt, so meine These, viel mehr aus als nur Nostalgie oder ideologische Indoktrination. Sie spiegelt einen Teil vergangener kollektiver Lebensverhältnisse in der DDR wider, selbst wenn die staatlich propagierte Einmütigkeit und Geschlossenheit in der Realität ohne Zweifel so nie existiert hat und die reale Intensität von Gemeinschaft rückblickend übertrieben wird. Der Gemeinschaftsbezug ist zugleich aber auch Ausdruck sehr viel älterer Lebensformen und Werte, die sich in der DDR erhalten konnten. Andererseits sind Gemeinschaftssehnsüchte selten zufällig, sondern stets Ausdruck von Krisen, Konflikten oder raschen sozialen Veränderungen, denen durch politische Strategien der Re-Vergemeinschaftung und dem Festhalten am Altvertrauten begegnet werden soll (vgl. auch Vobruba 1994).

Zu dieser Orientierung an einem Gemeinschaftsideal passt eine nach wie vor mehrheitlich vorhandene Orientierung an gesellschaftlicher Überschaubarkeit und Ordnung sowie der Wunsch nach einer politischen, ja fast charismatischen Führungsfigur, die einer unparteiischen Verfolgung des Gemeinwohls verpflichtet sein sollte und politische Verantwortung und Führung übernimmt.

Häufig war in den Gesprächen zudem von ausgeprägter Bodenständigkeit, Heimatgefühlen und einer engen Verbundenheit mit dem sozialen Umfeld die Rede, die, ebenfalls wie das Gemeinschaftsdenken, unabhängig von der Gesellschaftsordnung gesehen wird (Schlegelmilch 1998).

Die Frage nach der sozialen Ordnung der DDR und ihrem Transformationsprozess seit 1989 ist in der Forschung meist an die wenigen großstädtischen Zentren gebunden, vor allem an Berlin als politische, wirtschaftliche und kulturelle Zentrale des Systems und Zentrum „der Bewegung“ im Sinne der Opposition. Aber auch eine Kleinstadt wie Wurzen muss als Teil des Systems gesehen werden. Die Gespräche zeigten deutlich, dass in der DDR von einer Nivellierung regionaler Lebensbedingungen nicht die Rede sein konnte und sogar erhebliche regionale Differenzen bestanden haben, die auf der Ebene von Stadt-Land-Unterschieden, aber auch als wirtschaftliche und soziale Unterschiede zwischen Städten und Regionen analysiert werden können. Sie waren einerseits Ausdruck unterschiedlicher regionaler Kulturen, Traditionen und Identitäten, die nach 1949 nicht verschwanden, sondern – wenn auch in anderen Ausdrucksformen – in der DDR weiterlebten und Lebensläufe prägten (vgl. Kocka 1994; Kaelble u.a. 1994). Sie waren andererseits Resultat einer Wirtschaftspolitik, die in den Bezirken und Kreisen unterschiedliche wirtschaftspolitische und damit auch sozialpolitische Schwerpunkte gesetzt hat – man denke nur an den Wohnungsbau. Wenn im Westen daher davon gesprochen wird, dass die Ostdeutschen alte regionale Kulturen wiederentdecken oder anfangen, sich wieder „als Sachsen“ zu fühlen, auch als „Sinnstütze, um sich mit der neuen gesellschaftlichen Situation besser identifizieren und arrangieren zu können“ (Bude 1996), ist das insofern falsch, als Rückgriffe auf Traditionen und regionale Identitäten nie völlig verschwunden, sondern lediglich nur verdeckter möglich waren. Regionalspezifische Kulturen und Besonderheiten haben daher 1990 die Übernahme westdeutscher Strukturen im Sinne retardierender oder beschleunigender Momente nicht unwesentlich beeinflusst. Die Geschichte zeigt immer wieder, dass gerade örtliche Lebenszusammenhänge in Zeiten großer gesellschaftlicher Umbrüche Halt geben können.

Die Biografien machten bald deutlich, dass von einer, aus westlicher Sicht vermeintlich homogenen Gesellschaft in der DDR nicht die Rede sein konnte. Die politische Zugehörigkeit spielte für die Unterschiede in den Lebensverhältnissen, Verhaltens- und Denkweisen zwar eine Rolle, sie war jedoch selbst in einem so von Politik beherrschten Staat wie der DDR bei weitem nicht immer die dominierende Größe. Selbst in den Reihen der Funktionäre gab es zwar viele Unterschiede im Verhältnis zur offiziellen politischen Linie. Bestimmte Einstellungen und Werte, die einen ganz unpolitischen Hintergrund

haben, wie ein humanitäres Berufsethos, ja selbst Bestandteile von Religiosität, ließen sich jedoch partiell bzw. in bestimmten Phasen des Regimes mit der sozialistischen Ideologie verbinden. Mitmachen oder Ablehnung, Gehen oder Bleiben konnten ganz unterschiedliche lebensgeschichtliche Erfahrungs- und Sinnzusammenhänge zugrunde liegen. Zu sehen waren sowohl Spannungen von Akzeptanz und Ablehnung innerhalb einer Person als auch, wie sehr beides im Zeitverlauf gewechselt haben konnte.

Da sich die Formen politischer Macht, die ökonomischen Verhältnisse und die Lebensbedingungen in der DDR im Zeitverlauf immer wieder stark verändert haben, haben sie auch einzelne Generationen unterschiedlich Form geprägt (vgl. Mannheim 1965, zuerst 1928/29). Ältere Generationen argumentieren bereits vor dem Erfahrungshintergrund der Weimarer Republik, des Dritten Reichs und des Zweiten Weltkriegs. Der so häufig geäußerte Satz: „Die Wende hätte für mich zehn Jahre eher kommen müssen“, war typisch dafür, wie relevant zudem das Lebensalter für die Verarbeitung historischer Wendepunkte ist (vgl. Niethammer 1991; Kohli 1994; Zwahr 1994).

Auffällige Unterschiede ergaben sich schließlich aus der Zugehörigkeit meiner Interviewpartner zu verschiedenen beruflichen Milieus und Wirtschaftssektoren. Die Veränderung der Eigentumsverhältnisse, Entnazifizierung, die Förderung der Arbeiterklasse und Schaffung einer neuen Intelligenz und Führungsschicht, zahlreiche Eingriffe in die Berufsstrukturen und veränderte Zulassungsbedingungen (z.B. in den Bereichen Recht, Bildung etc.), all das bewirkte neben völlig neuen Strukturen und Positionen im Sozialgefüge erhebliche sozialstrukturelle Umschichtungen, die für einzelne Personen bis hin zu ganzen Berufsgruppen mit Gewinnen oder Verlusten verbunden waren. Neue teils politisch gewollte, teils unbeabsichtigte – Ungleichheiten entstanden. Dennoch haben die staatlichen Umgestaltungen nicht zum völligen Verschwinden traditioneller Milieus und Mentalitäten geführt. Die politischen und wirtschaftlichen Umstrukturierungsmaßnahmen, die vor allem bürgerliche Gruppen und die Ausbildungs- und Zukunftschancen deren Kinder betrafen, begünstigten bis zum Bau der Mauer zwar eine massenhafte Abwanderung dieser Schichten, von einem so gut wie geschlossenen Weggang des Wirtschafts- und Bildungsbürgertums kann dennoch keine Rede sein. Zum Teil orientierte sich staatliche Politik sogar an Teilbereichen des klassischen bürgerlichen Erbes und hatte sich seit Mitte der 80er Jahre aus wirtschaftlichen

Gründen gegenüber kleineren Formen der Privatwirtschaft geöffnet. Politische Ziele der Angleichung der Lebensverhältnisse und sozialen Homogenisierung stießen stets auf Grenzen, die auch von der SED nicht geleugnet werden konnten. Stadt-Land-Unterschiede, unterschiedliche Formen der Arbeit, die noch verbliebenen unterschiedlichen Eigentumsverhältnisse, eine rückständige bzw. ausbleibende Modernisierung der Industrie waren einige von vielen Gründen, warum sich bestimmte traditionelle Lebensformen und Mentalitäten erhalten konnten. In diesem Sinne existierten in der DDR verschiedene Subkulturen mit Handlungsmöglichkeiten, die weder in Kategorien politischen Widerstands noch in die des passiven Rückzugs passen, sondern tatsächlich mit dem vielzitierten Begriff des „Eigensinns“ noch am ehesten getroffen werden können (vgl. Kern/Land 1991; Marz 1992; Woderich 1992). Ich habe mich bei der Gliederung und Interpretation meines Materials daher auch nicht ausschließlich an sozialstrukturellen Kriterien oder an Klassenmodellen (Solga 1995) orientiert, sondern an solchen Ansätzen, die Personengruppen mit ähnlicher Soziallage identifizieren und davon ausgehend nach den damit verbundenen typischen Lebenschancen und Mentalitäten fragen (vgl. Vester u.a. 1995). Die sozialen Teilgruppen werden durch einzelne biografische Fallstudien vertieft, die im Sinne einer Binnendifferenzierung ein möglichst kontrastreiches Spektrum abdecken sollen. Eine genaue Rekonstruktion der vergangenen gesellschaftlichen Verhältnisse, Überzeugungen und Verhaltensformen der Ostdeutschen zeigt, dass sie in ihrem Ideologiebezug und ihrer Konsumorientierung sehr verschieden waren und sich daher auch in unterschiedlicher Weise mit den neuen Verhältnissen auseinandersetzen. Die unterschiedlichen Entwicklungen der Lebensläufe und Wertungen bei den Ostdeutschen seit der Wende sind in einigen Untersuchungen zu Typologien verdichtet worden. (vgl. z.B. die Piktogramme bzw. Typologien bei Hilmer/Müller-Hilmer 1993; Gensicke 1999) Sie folgen keinem vorhersagbaren Muster, z.B. als Ergebnis der faktischen Lebensumstände bzw. sozialstruktureller Merkmale (Statistisches Bundesamt (Hg.) 2000) und sind wesentlich geprägt von unterschiedlichen biografischen Erfahrungen und Wertvorstellungen aus verschiedenen historischen Phasen. Aus diesem Grund berücksichtigt der in meiner Gemeindestudie gewählte biografische Forschungsansatz den lebensgeschichtlichen Kontext und die Entstehungsbedingungen von Handlungsorientierungen in besonderem Maße.

Kontinuität und Wandel im Systemwechsel

Ebenso wie mit dem Systemwechsel nach Ende des Zweiten Weltkriegs nicht von einem umfassenden Neuanfang in der DDR gesprochen werden kann, ist es falsch, nach 1989 ausschließlich auf die Brüche und die Neuartigkeit sozialer Strukturen und Positionen zu achten. Mit dem plötzlich eingetretenen abrupten Systemwechsel sind nicht alle Bezugspunkte der gewohnten und identitätsstiftenden Milieuzusammenhänge zerbrochen (vgl. Kleßmann/Wagner 1993, S. 30), bestimmte Milieus und sozialstrukturelle Teilgruppen können unter bestimmten Bedingungen nach der Wende wieder aufleben und sich entfalten (vgl. Schlegelmilch 1997). Die Problemstellung heute hat daher zu berücksichtigen, inwieweit Ressourcen nicht neu erworben, sondern lediglich reaktiviert werden müssen und unter welchen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dies gefördert oder behindert wird. Andererseits muss eine Konservierung von Traditionen nicht bedeuten, dass diese nach der Wende auch tatsächlich fortleben können oder dass sie besondere „Startvorteile“ im Sinne von ökonomischen oder emotionalen Anschlussmöglichkeiten bedeuten. Das, was sich innerhalb der DDR-Strukturen durch Stilllegung wirtschaftlicher Dynamik noch an Altem erhalten hat, wird möglicherweise heute mehr denn je dramatischen Veränderungen ausgesetzt. Die vorhandenen Mentalitäten kollidieren dann jedoch weniger aufgrund einer sozialistischen Prägung, sondern mehr aufgrund von zeitlichen Modernisierungsverzügen mit dem westlichen Wirtschafts- und Gesellschaftssystem. Mit Hilfe von Milieu- und Mentalitätsansätzen (vgl. Vester u.a. 1995), so lässt sich resümieren, können lebensweltliche Anschlussstellen nach Systemwechseln untersucht werden, ohne einem Dualismus von Bruch oder Kontinuität zu verfallen. Sie bilden im Rahmen meines theoretischen Bezugsrahmens daher einen wichtigen Bestandteil, der sich erst im Laufe des Forschungsprozesses herauskristallisiert hat.

Meine Ergebnisse zeigten bald, wie falsch es ist, ein bestimmtes DDR-Bild oder einzelne historische Entwicklungsphasen, vor allem die Jahre seit 1985, verabsolutieren zu wollen. Aus dem Blickwinkel des überraschenden Zusammenbruchs der DDR-Gesellschaft wird meist allzu leicht vergessen, dass in Ost und West im Laufe der Geschichte zunehmend mehr von der Dauerhaftigkeit der DDR ausgegangen wurde als von ihrer Instabilität oder gar ihrem ra-

schen Ende (vgl. Joas/Kohli 1993, S. 9). Das überraschende Ende der DDR legte es zwar nahe, in der Transformationsforschung in erster Linie auf Veränderungen und Brüche zu achten. Aus meinen Interviews ergaben sich jedoch auffallend viele Hinweise auf vielschichtige positive Bindungen an den DDR-Staat und eine Reihe lebensgeschichtlicher Kontinuitäten, die ganz offenbar nicht nur dem äußeren Zwang und der „Geschlossenheit des Systems“ (vgl. Pollack 1990) geschuldet waren. Das schloss nicht aus, dass das mit dem Mauerbau gegebene Gefühl der „Unvermeidlichkeit des Bestehenden“ (Henrich 1990, S. 169) der faktischen Zustimmung der Menschen zu Heimat und Staat von vornherein den Beigeschmack eines „erzwungenen Konsenses“ geben konnte, selbst wenn dies von den Menschen selbst nicht so empfunden werden mochte. Doch unabhängig davon gab es vielfältige Formen einer funktionierenden sozialen Integration, die erst in späteren Phasen des Systems erodierte. Und so mag es zwar keine innere Anerkennung der DDR im Sinne eines sozialistischen deutschen Nationalbewusstseins gegeben haben, aber ein in den Jahren gewachsener Stolz auf das eigene Leben. Erklärungen dafür liegen auf der Hand: Das Verfahren in der Gemeindestudie baute auf den Erfahrungen und Sichtweisen der bis zuletzt Gebliebenen auf. Eine Befragung der Ausgereisten wäre vermutlich anders ausgefallen. Damit will ich nicht die enorme Zahl derer, die die DDR verlassen haben, abschwächen noch die gesellschaftliche und wirtschaftliche Einengung einzelner Schichten durch den Staat in Abrede stellen. Wohl aber will ich darauf hinweisen, dass der Teil derer, die nicht wegen, sondern trotz des veränderten Gesellschaftssystems blieben, bei der Betrachtung der DDR und ihrer Transformation nicht vernachlässigt werden darf. Zurückgeblieben waren nicht nur die, die sich mit dem Staat identifizieren konnten oder diejenigen, die das Risiko für den Neuanfang im Westen scheuten, sondern auch solche, die glaubten, sich auf kleinstem gemeinsamen Nenner mit Staat und Gesellschaft arrangieren zu können, die an Haus, Familie und Freunden hingen, die beruflich profitieren, in verschiedener Weise persönliche Freiheiten bzw. Freiräume hatten u.v.m. (vgl. hierzu auch den Beitrag von Helena Flam in diesem Band).

Normative und nicht-normative Gehorsamsmotive – ein Ansatz der Herrschaftssoziologie

Bisherige Analysen spiegeln die verschiedenen Dualismen, von denen die DDR geprägt war, gerade nicht in ihrer spannungsvollen Ambivalenz wider (vgl. hierzu auch den zusammenfassenden Überblick über die Transformationsforschung bei Mayer 1994 oder Pollack 1996). Sie unterscheiden sich vor allem in der Auffassung, in welchem Verhältnis sie äußere Zwänge und innere Repression einerseits, positive Anreize, subjektive Handlungsspielräume, Loyalität und Legitimität andererseits zueinander setzen. Je nach Gewichtung lassen sie sich a) eher dem Totalitarismuskonzept zuordnen, orientieren sich b) an organisationssoziologischen bzw. systemtheoretischen Ansätzen (Pollack 1990) oder verstehen die DDR-Herrschaft c) als autoritäre Diktatur, die – sei es gewollt oder ungewollt – wohlfahrtstaatliche, paternalistische oder auch sog. ‚neo-traditionalistische‘ Züge aufwies und vielfältige Möglichkeiten informeller Vorteilsnahme bot (vgl. Meyer 1989; Meuschel 1992). Auch wenn in allen drei Theorierichtungen Elemente gesellschaftlicher Stabilität, Differenzierungsprozesse und gewisse Handlungsspielräume für die Subjekte nicht bestritten werden, so bestehen über Qualität, Bedeutung und die Dynamik, die diese entfalten konnten, sehr konträre Auffassungen. Während das Modell eines totalitären Staates die Menschen bis auf eine kleine Machtelite weitgehend zu Opfern oder passiven Mitläufern macht und systemtheoretische Überlegungen das komplexe Zusammenwirken systeminterner und -externer Faktoren für die lange Stabilität der DDR heranziehen, nehmen Konzepte des diktatorischen Wohlfahrtsstaates oder des sozialistischen Paternalismus weit mehr die positiven Anreize des Systems und die aktiven, ‚eigensinnigen‘ Verhaltensweisen, Erfahrungen und Motive der Menschen in den Blick. Gleichwohl sind auch in dieser letzten Forschungstradition Analysen dazu, wie die Ostdeutschen die Restriktionen, Zumutungen aber auch Vorteile und spezifischen Angebote wahrgenommen und genutzt haben, noch rar.

Im Verlauf meiner Untersuchung hat sich immer mehr herausgestellt, dass herrschaftssoziologische Ansätze, die sich mit den Bedingungen von Stabilität und Legitimität sozialer Ordnungen und politischer Macht befassen, nützliche

analytische Begriffe liefern, um einerseits verschiedene Strategien und Basiselemente der Herrschaftssicherung zu unterscheiden und andererseits unterschiedliche Motive zu erkennen, aufgrund derer Einzelne sich der Herrschaft fügen. Auf dieser Basis habe ich versucht, den (auch im Zeitverlauf) unterschiedlich ausgeprägten Legitimitätsglauben, Loyalität, biografische Arrangements und das Ausmaß der (Un-)Zufriedenheit im Selbstverständnis der DDR-Bürger unter den sich historisch verändernden Bedingungen zu rekonstruieren. Von besonderem Interesse sind Ansätze, die sich mit der subjektiven Perspektive von Legitimität und Loyalität befassen, dem Verhältnis von empfundenem Zwang und positiven Anreizen sowie zwischen normativen und nicht-normativen Gehorsamsmotiven (Baumann 1993). Die Annahme, dass rein materielle und zweckrationale Motive der Fügsamkeit einen relativ labilen Bestand der Herrschaft bedeuten, also eine lediglich leistungsgebundene Herrschaft instabiler ist als eine zusätzlich normativ gestützte, wird im Anschluss an Max Weber von vielen Autoren geteilt (vgl. Hondrich 1973; Lenski 1977, Moore 1987; Westle 1994). Das Verhältnis, in dem negative und positive Sanktionen zueinander stehen, ist insofern von Bedeutung, als davon die Stabilität einer Herrschaftsform abhängig gemacht wird. Eine Herrschaft, die überwiegend auf erzwungener oder resignativer Anpassung der Bürger beruht, gilt im allgemeinen als äußerst brüchige und zudem aufwändige Strategie. Machttheoretisch legen die vorhandenen theoretischen Überlegungen daher nahe, dass jedes Herrschaftssystem, das – wie es auch im Fall der DDR geschah – mit Hilfe äußerer und innerer Gewalt an die Macht kommt, Gewalt in normativ gestützte Autorität zu transformieren sucht. Der Verzicht auf Zwang deutet auf Legitimität:

„Obwohl Gewalt das wirksamste Mittel ist, um in einer Gesellschaft an die Macht zu kommen, und obwohl sie die Grundlage jedes Systems von Ungleichheit bleibt, ist sie keineswegs das wirksamste Mittel zur Erhaltung und Nutzung einer Machtposition und zur Erreichung des größtmöglichen Gewinns daraus. Deshalb ist es, gleich welche Ziele ein neues Regime auch verfolgen muss, nach der Zerschlagung der organisierten Opposition unbedingt von Vorteil, zunehmend von anderen Kontrollmitteln und -instrumenten Gebrauch zu machen und die Gewalt in den Hintergrund treten zu lassen, um nur in Fällen des Versagens anderer Techniken auf sie zurückzugreifen (...) Wenn die Bevölkerung nur aus Furcht vor physischer Gewaltanwendung gehorcht, fließt ein großer Teil von Zeit, Energie und Vermögen der Elite in die Anstrengung, die Unterdrückten unter Kontrolle zu halten und die Produzenten von den Produkten ihrer Arbeit zu trennen. Ja, noch schlimmer, selbst das

Ansehen, das normalerweise einen hohen Rang in der Skala der menschlichen Werte einnimmt, bleibt denen, die allein mittels Gewalt herrschen, versagt.“ (Lenski 1977, S. 80 ff.)

Um von Seiten der Bevölkerung Zustimmung zu Herrschaft und Politik zu erhalten, machen Regierungen außerdem Konzessionen und Angebote (z.B. materielle Gratifikationen, Ehrungen, Teilhabe an Macht und Einfluss durch berufliche Aufstiege, Privilegien für staatsreue Bürger, sozialpolitische Maßnahmen etc.). Dies, so Lenski, gilt für ideologisch motivierte Eliten in besonderem Maße:

„Wenn Visionen und Ideale (...) jemals Wirklichkeit werden sollen, dann bedarf es in erster Linie der freiwilligen Kooperation des Volkes; sie lässt sich nicht mit Gewalt erreichen. Gewalt ist bestenfalls Mittel zum Zweck. Der Zweck, die Errichtung einer neuen Gesellschaftsordnung, wird niemals ganz erreicht, wenn die Mehrzahl der Gesellschaftsmitglieder sie nicht als die ihre anerkennt.“ (Lenski 1977, S. 81)

Einige Ergebnisse der Wurzten-Studie

Die Stabilität der sozialen Ordnung und Herrschaft in der DDR beruhte, abgesehen von äußerem Zwang, sowohl auf der Zustimmung zu bestimmten Werten als auch auf nicht-normativen Motiven (z.B. materielle und soziale Leistungen, informelle Strukturen, affektuelle Bindungen etc.). Es gab gerade unter den Älteren, der sog. Aufbaugeneration, viele politisch Überzeugte. Darunter verstehe ich jene Gesprächspartner, die von sich sagen, dass sie aufgrund der sozialistischen Traditionen ihres Elternhauses von der Richtigkeit der damaligen Politik überzeugt waren oder die, die sich aufgrund bestimmter lebensgeschichtlicher Schlüsselerlebnisse (auch Vorbilder in Bildung und Ausbildung) politisch engagiert haben. Zu ihnen können auch „konvertierte“ NS-Anhänger gehören, die aufgrund von Kriegserlebnissen und Antifa-Schulungen zu bekennenden Kommunisten wurden.

Der Staatssozialismus in der DDR, so meine sich entwickelnde Grundthese, war zudem der politische Versuch, Gesellschaft in allen Bereichen nach den Ordnungsprinzipien von Gemeinschaft zu gestalten. Ein solcher gemeinschaftsbezogener Gesellschaftsentwurf war mit einem paternali-

stischen Herrschaftsmodus verbunden und verfügte über ein hohes moralisches legitimatorisches Potential für spezifische Autoritätsverhältnisse (Sennett 1985; Meyer 1989; Vobruba 1994). Aber es gab auch – wie bereits erwähnt – andere, politisch nicht intendierte Strukturelemente der DDR-Gesellschaft, die traditionelle, z.B. gemeinschaftliche Lebensformen bewahren und zu Loyalität und Legitimität eines Gesellschaftssystems beitragen konnten. Eine wichtige Basis für die gesellschaftliche Stabilität, ja sogar teilweise Legitimität waren über lange Zeit hinweg aber auch sozialer und beruflicher Aufstieg für Bevölkerungsschichten, die solche Möglichkeiten bisher nicht hatten, ökonomische Grundversorgung und soziale Sicherheit, die bei politischer Anpassung gegeben war, Stolz auf das Erreichte, sowie Bindungen an den Ort und die dort lebenden Verwandten, Freunde und Bekannten. Politische Disziplin und Gehorsam erfolgen oft auch aus Dankbarkeit, dem Gefühl von Verpflichtung, der Macht der Gewohnheit, aber auch aus Angst, Ohnmacht, befürchteten Nachteilen oder Gewalt.

Anhand der Biografie von Frieda Sternberg, 1920 in Ostpreußen geboren, Kandidatin des ZK der SED und Vorsitzende einer der erfolgreichsten LPG's in der DDR, lässt sich z.B. eindrucksvoll erkennen, wie sehr sich trotz hohen politischen Engagements bestimmte Traditionen und Mentalitäten des Vorkriegsdeutschland erhalten konnten. Dazu gehören z.B. die Orientierung an gemeinschaftlichen Sozialverhältnissen, materieller Bescheidenheit, einem hohen Arbeitsethos, vor allem was körperlich schwere Arbeit betrifft, aber auch der Wunsch, sich auf eine überlegene Autorität stützen zu können und – nur scheinbar dazu als Kontrast – der Bezug auf alte Ideale der Arbeiterbewegung (vgl. Schlegelmilch 1996).

Betrachtet man das Milieu ehemaliger mittelständischer Betriebsinhaber im Kreis Wurzen, so zeigt sich, dass unabhängig von der ökonomischen Basis und sogar nach Enteignungen milieuspezifische soziale, habituelle und kulturelle Distinktionen fortleben und an die nächste Generation weitergegeben werden konnten (Schlegelmilch 1997). Die zentrale Planung des Wirtschaftssystems setzte entsprechend ideologischer Leitlinien und wirtschaftlicher Erfordernisse deutliche wirtschaftspolitische Schwerpunkte, die einzelne Wirtschaftssektoren sowie Berufs- und Statusgruppen in unterschiedlicher Härte und auch zu ganz unterschiedlichen Zeitpunkten betrafen. Das bedeutete insgesamt, dass es bis 1972, aber auch danach im Zuge neuer wirtschaftspoliti-

scher Liberalisierungstendenzen, stets ein Nebeneinander unterschiedlicher Eigentumsformen gab, denen jeweils unterschiedliche wirtschaftliche und politische Abhängigkeitsverhältnisse und Handlungsspielräume der Betroffenen entsprochen haben. Während in einigen Bereichen ein kompletter Elitenaustausch stattgefunden hat, wurde in anderen Bereichen, z.B. bei kleinen mittelständischen Betrieben, das Leitungspersonal nur schrittweise gegen neue „Kader“ ausgetauscht, weil man z.B. das Wissen der alten Führungskräfte noch brauchte. Alteigentümer haben im Gespräch mit mir immer wieder auf eigene unternehmerische und persönliche Verhandlungs- und Handlungsspielräume gegenüber den Repräsentanten des wirtschaftlichen und politischen Systems verwiesen, die sie – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß – bis zuletzt nutzen konnten. Sie betonen in diesem Kontext ebenfalls, dass die ökonomischen und beruflichen Veränderungen in der DDR nicht das völlige Aus einer beruflichen Karriere und auch nicht die völlige Veränderung ihres Selbstverständnisses bedeutet hätten. Sie sind stolz auf Familientradition, Bodenständigkeit sowie ihr bisheriges Durchhaltevermögen unter einst schwierigen wirtschaftlichen und politischen Bedingungen. Noch lange Zeit verstanden sie sich in der DDR als letzte gewinnorientierte Impulsgeber im sozialistischen Wirtschaftssystem. Gerade deshalb fühlen sie sich heute trotz vieler Schwierigkeiten und Hindernisse den Anforderungen einer sich entwickelnden Marktwirtschaft gewachsen. Die DDR-Statistik ließ diese Durchmischung alter und neuer Milieus nicht erkennen. Sie zeigte sich lediglich in sehr feinen Unterschieden in den sozialkulturellen Standards und zum Teil „erbittert“ ablaufender Distinktionsstrategien bzw. symbolischer Konkurrenzen (vgl. Engler 1992, S. 73).

Auf meiner ersten Reise durch die DDR im Spätsommer 1990 fiel mir eine ganze Reihe von Jahrgängen einer regionalen Heimatzeitschrift *Der Rundblick* in die Hände, die weit über die Grenzen Sachsens hinaus bekannt war. Die ersten Hefte stammten schon aus den 50er Jahren. Dazwischen lagen andere *Rundblick*-Publikationen wie heimatkundliche Lexika, Wanderhefte, Jahreskalender und Ortsfestschriften. Damals geriet mein Bild von einer alles dominierenden kulturellen Massenarbeit und dem Bezirk Leipzig als industriellem Ballungsgebiet mit seinen berüchtigten umweltbelastenden Großproduktionen in den Bereichen Chemie und Braunkohle ins Wanken. Der langjährige Chefredakteur, ein Geographielehrer (Jg. 1930), beschreibt, wie er Kompromisse

einging, um sich journalistische Freiheiten leisten zu können. Er hatte seinem Selbstverständnis nach in vieler Hinsicht den Staat und seine Ziele aber auch akzeptiert. An den Veranstaltungen des *Rundblick* konnte jeder teilnehmen. Regionale Identität entstand so vor allem aus der sinnlichen Erfahrung heraus, nicht durch eine politisch-moralische Beeinflussung. „Kulturarbeit bestand für uns ja darin“ erklärt er mir,

„dass wir eigentlich eine ganz wunderbare Gemeinschaft waren mit vielen, vielen Bürgern und die Veranstaltungen und die Feste, die wir gefeiert haben, das waren ja Dinge, die wir mit ehrlicher Überzeugung immer für uns gemacht haben. Das waren wirkliche Heimatfeste, keine Parteifeste.“ (vgl. Schlegelmilch 1998)

Fazit

Nur auf der Basis der Berücksichtigung solcher verschiedenen, hier nur exemplarisch genannter Kohäsions- und Stabilitäts- und Legitimitätsfaktoren der DDR-Gesellschaft können auch die Gründe bzw. der zeitliche Ablauf ihres Zerfalls bzw. für eine misslungene erneute Legitimationsbeschaffung genauer analysiert und bewertet werden. Fragen, die den systemimmanenten sozialen Differenzierungen, individuellen und kollektiven Handlungsspielräumen, Kohäsionsfaktoren, der Legitimität und Stabilität der sozialen Ordnung in der DDR aus der Sicht der Menschen nachgehen, dürfen nicht mit einer nachträglichen Rechtfertigung des Systems verwechselt werden. Die verschiedenen Prägungen und Erfahrungen bedeuteten zum einen ein unterschiedliches Verhältnis zu Staat und Partei in der Vergangenheit, zum anderen markieren sie unterschiedliche individuelle Ausgangspunkte und Problemlagen im Transformationsprozess selbst. Sie bilden eine wichtige Voraussetzung dafür, um jetzige Formen von Akzeptanz oder Unzufriedenheit der Ostdeutschen mit den gesamtdeutschen Verhältnissen beurteilen und verstehen zu können. Die häufige Reduktion der DDR auf einen rein totalitären Staat und ihre Beschreibung als reine Herrschaftsgeschichte berücksichtigt nicht, dass damit eine prekäre In-Eins-Setzung von SED-Regime und den in ihm gelebten Biografien erfolgt (vgl. Dönhoff u.a. 1992). Die

Alltagserfahrungen der Menschen in der DDR differieren zu den mit dem Etikett Diktatur transportierten Assoziationen, die ausschließlich Zwang, Repression und entmündigte Bürger sehen. Während die ehemaligen DDR-Bürger nicht berücksichtigen, dass sie mit dem Urteil: „Es war doch nicht alles schlecht“, verständlicherweise mehr ihr eigenes Leben als den SED-Staat rechtfertigen, verstehen die Westdeutschen nicht, so Wolf Lepenies, dass auch eine Diktatur „zur Ausbildung zutiefst unpolitischer und daher für den einzelnen hoch legitimer Lebensstile führt, von denen er sich überstürzt nur auf die Gefahr des Identitätsverlustes hin distanzieren kann.“ (Lepenies 1992, S. 27)

Literatur

- Baumann, P. (1993): Die Motive des Gehorsams bei Max Weber: eine Rekonstruktion. In: Zeitschrift für Soziologie 22(5), S. 355–370.
- Bertels, L. (Hg.)(1994): Gesellschaft, Stadt und Lebensläufe im Umbruch. Bad Bentheim (Gildehaus-Verlag Metta Metten).
- Bude, H. (1987): Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktion sozialer Aufsteiger aus der Flackhelfer-Generation. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Bude, H. (1996): Dynamische Gelegenheitssuche und deffensive Einfädler. In: Berliner Debatte – INITIAL 2., S. 3–10.
- Dahrendorf, R. (1961): Gesellschaft und Freiheit. Zur soziologischen Analyse der Gegenwart. München (Piper).
- Dönhoff, M. u.a. (1992): Weil das Land sich ändern muß. Ein Manifest. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Engler, W. (1992): Die zivilisatorische Lücke. Versuch über den Staatssozialismus. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Fischer, A./G. Heydemann (Hg.)(1995): Die politische „Wende“ 1989/90 in Sachsen. Weimar/Köln/Wien (Böhlau).
- Friedeburg, L. v. (Hg.)(1967): Jugend in der modernen Gesellschaft. Köln/Berlin (Kiepenheuer & Witsch) (1. Auflage 1965).
- Gensicke, Th. (1999): Deutschland am Ausgang der neunziger Jahre – Lebensgefühl und Werte. In: Klages/Gensicke 1999, S. 21–51.
- Gensior, S. (Hg.)(1995): Vergesellschaftung und Frauenerwerbsarbeit. Ost-West-Vergleiche. Berlin (edition sigma).
- Henrich, R. (1990): Der vormundschaftliche Staat. Leipzig und Weimar (Kiepenheuer).
- Hilmer, R./R. Müller-Hilmer (1993): Es wächst zusammen. In: Die ZEIT, Nr. 40, 1. Okt. 1993, S. 17–21.

- Hoerning, E. M. (1987): Lebensereignisse: Übergänge im Lebenslauf. In: Voges, W. (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 231–259.
- Hondrich, K. O. (1973): Theorie der Herrschaft. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Huinink, J./K.-U. Mayer u.a. (1995): Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin (Akademie).
- Joas, H./M. Kohli (Hg.)(1993): Der Zusammenbruch der DDR. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Joas, H./M. Kohli (1993): Der Zusammenbruch der DDR: Fragen und Thesen, In: Joas/Kohli (Hg.): S. 7–28.
- Kaelble, H./J. Kocka/H. Zwahr (Hg.)(1994): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Kern, H./R. Land (1991): Der „Wasserkopf“ oben und die „Taugenichtse“ unten. In: Frankfurter Rundschau vom 13.2.1991, Dokumentation, S. 37–38.
- Klages, H./Th. Gensicke 1999: Wertewandel und bürgerschaftliches Engagement an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Speyer (Forschungsinstitut für öffentliche Verwaltung).
- Kleßmann, Ch./G. Wagner (Hg.)(1993): Das gesplante Land. Leben in Deutschland 1945 - 1990. Texte und Dokumente zur Sozialgeschichte. München (C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung).
- Kocka, J. (1994): Ein deutscher Sonderweg. Überlegungen zur Sozialgeschichte der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. B 40/94, S. 34–45.
- Kohli, M. (1994): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und Differenzierung. In: Kaelble/Kocka/Zwahr (Hg.): S. 31–61.
- Lenski, G. (1977): Macht und Privileg. Eine Theorie der sozialen Schichtung. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Lepenies, W. (1992): Folgen einer unerhörten Begebenheit. Die Deutschen nach der Vereinigung. Berlin (Siedler).
- Mannheim, K. (1965, zuerst 1928/29): Das Problem der Generationen. In: Friedeburg (Hg.): S. 23–48.
- Marz, L. (1992): Dispositionskosten des Transformationsprozesses. Werden mentale Orientierungsnöte zum wirtschaftlichen Problem? In: Aus Politik und Zeitgeschichte. B 24/92, S. 3–14.
- Mayer, K.-U. (1994): Wiedervereinigung, soziale Kontrolle und Generationen. Elemente einer Transformationstheorie. In: Bertels (Hg.): S. 49–66.
- Meuschel, S. (1992): Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Meyer, G. (1989): Sozialistischer Paternalismus. Strategien konservativen Systemmanagements am Beispiel der Deutschen Demokratischen Republik. In: Politische Vierteljahresschrift SH 20, S. 426–448.
- Mitter, A./Wolle, S. (Hg.)(1990): „Ich liebe euch doch alle“ ... Befehle und Lageberichte des MfS: Januar - November 1989. Berlin (BasisDruck).
- Moore, B. (1987): Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Niethammer, L. u.a. (1991): Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen. Berlin (Rowohlt).

- Offe, C. (1993): Wohlstand, Nation, Republik. Aspekte des deutschen Sonderweges vom Sozialismus zum Kapitalismus. In: Joas/Kohli (Hg.): S. 282–301.
- Pollack, D. (1990): Das Ende der Organisationsgesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie 19(4), S. 292–307.
- Pollack, D. (1996): Sozialstruktureller Wandel, Institutionentransfer und die Langsamkeit der Individuen. Untersuchungen zu den ostdeutschen Transformationsprozessen in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, der Zeitschrift für Soziologie und der Sozialen Welt. In: Soziologische Revue 19(4), S. 412–429.
- Rudolph, H. (1990): Beschäftigungsstrukturen in der DDR vor der Wende. Eine Typisierung von Kreisen und Arbeitsämtern. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 4, S. 474–503.
- Schlegelmilch, C. (1995): Zwischen Kollektiv und Individualisierung – Gemeinschaftserfahrungen im Umbruch. In: Gensior (Hg.): S. 27–50.
- Schlegelmilch, C. (1995a): Die politische Wende in der DDR am Beispiel der sächsischen Stadt Wurzen. In: Fischer/Heydemann (Hg.): S. 117–146.
- Schlegelmilch, C. (1996): Lebenswege in Deutschland. Die Prägekraft historischer Räume. In: Berliner Debatte – INITIAL 2, S. 47–61.
- Schlegelmilch, C. (1997): Zu Tradition und Aufbauethos des ‘neuen’ alten Mittelstandes in Wurzen. In: BISS Public. Wissenschaftliche Mitteilungen aus dem Brandenburg-Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien, H. 23/24, S. 115–140.
- Schlegelmilch, C. (1998): „Fanatiker der Heimat“. Der RUNDBLICK – eine ungewöhnliche Heimatzeitschrift. In: Deutschland Archiv 31 (6), S. 899–907.
- Sennett, R. (1985): Autorität. Frankfurt/M. (Fischer) (zuerst 1980).
- Solga, H. (1995): Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR. Berlin (Akademie).
- Statistisches Bundesamt (Hg.) in Zusammenarbeit mit dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung und dem Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen, Mannheim (2000): Datenreport 1999. Bonn (Bundeszentrale).
- Vester, M./M. Hofmann/I. Zierke (Hg.)(1995): Soziale Milieus in Ostdeutschland. Gesellschaftliche Strukturen zwischen Zerfall und Neubildung. Köln (Bund).
- Vobruba, G. (1994): Gemeinschaft ohne Moral. Theorie und Empirie moralfreier Gemeinschafts-Konstruktionen. Wien (Passagen).
- Voges, W. (Hg.)(1987). Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Westle, B. (1994): Demokratie und Sozialismus. Politische Ordnungsvorstellungen im vereinten Deutschland zwischen Ideologie, Protest und Nostalgie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46(4), S. 571–596.
- Woderich, R. (1992): Mentalitäten zwischen Anpassung und Eigensinn. In: Deutschland Archiv 25(3), S. 21–32.